

dtv

Die Beziehung zwischen Frauen und Schuhen ist seit jeher eine komplizierte – und Jule Claussen bildet da keine Ausnahme. Jeden Morgen prüft die 33-jährige Hamburgerin mit ihrem Opernglas die Position ihres Lieblingsschuhs in der Auslage gegenüber, bis der teure Stiefel endgültig weg ist. Und noch einer ist an diesem Morgen weg: Ulf. Der Kerl, der bis eben noch friedlich schlafend in Jules Bett gelegen hatte. Jetzt liegt da nur noch ein Zettel: »Musste los!« Jule muss auch schnellstens los, und zwar in die Redaktion ihres Radiosenders, denn es gilt eine Story über Lottomillionäre auf die Beine zu stellen.

Während sie sich mit Schuhen, Männern und Lottomillionären unterschiedlichster Prägung herumschlägt, geschehen in Jules Umfeld merkwürdige Dinge. Ihre beste Freundin macht mit ihr »Schluss« – und die Antworten ihrer Bekannten auf die Frage »Welchen Wunsch würdest du dir mit den Lottomillionen erfüllen?« werden plötzlich wahr. Jule selbst gerät in Verdacht, die Lotto-Fee zu sein ...

»Schräge Typen, eine liebenswerte Heldin und beim Lesen gute Laune. Danke, Birgit Hasselbusch.« (Dora Heldt)

In der Schule hat die Hamburgerin *Birgit Hasselbusch* (Jahrgang 1969) die Bücher aus Langeweile rückwärts gelesen. Seitdem kann sie auch rückwärts sprechen: Deutsch, Englisch, Spanisch und Französisch. In Frankreich moderierte sie zum ersten Mal beim Radio. Das allerdings vorwärts. Dies tut sie auch heute noch als Rundfunkredakteurin in Hamburg.

Birgit Hasselbusch

Sechs Richtige und eine Falsche

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Ungekürzte Ausgabe 2014
© 2013 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlick GmbH, Garbsen
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut,
Atelier für Gestaltung, Stephanie Weischer
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21556-5

*Die Wahrscheinlichkeit, den Lottojackpot zu knacken,
liegt bei 1:140 Millionen.*

*Die Wahrscheinlichkeit, bei einem Flugzeugabsturz zu sterben,
liegt bei 1:3 Millionen.*

*Und wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit,
das große Glück zu finden?*

*Es stimmt, dass Geld nicht glücklich macht.
Allerdings meint man damit das Geld der anderen.*

GEORGE BERNARD SHAW

Während der Müllwagen an der Straßenecke einen gelben Sack verschluckte, stellte ich fest, dass mein Angebeteter verschwunden war. Ich stand auf dem Balkon, in einen flauschigen weißen Bademantel gehüllt, und blickte durch mein kleines Opernglas. Immer noch weg.

Er hatte sich doch so lange nicht von der Stelle gerührt. Typisch für mich: wieder mal kein Glück gehabt. Sich so ganz ohne Vorwarnung einfach aus dem Staub zu machen! Es ärgerte mich maßlos. Wahrscheinlich hätte ich mich klarer zu ihm bekennen sollen. Ehrlich gesagt war er mir ans Herz gewachsen. Ich hätte mir sogar ein ganzes Leben mit ihm vorstellen können, aber wie so viele vor ihm hatte auch er eine Macke, die ich zuerst nicht wahrhaben wollte: Er wollte einfach zu viel. Und ich konnte nicht so viel geben, wie er verlangte. Jetzt hatte ihn mir eine andere weggeschnappt!

Eilig schlüpfte ich in Jeans, T-Shirt und Turnschuhe und sprintete die zweiundsiebzig Treppenstufen aus dem dritten Stock hinunter auf den Gehweg. Der Müllwagen bremste kreischend, als ich achtlos über die Straße lief. Den Zeitungsladen ließ ich links liegen, den Brillenladen ebenfalls, bis ich mein Ziel erreicht hatte.

»Wo ist er?«, rief ich zusammen mit dem Quietschen der Tür. Ich klang so schrill wie eine rachsüchtige Ehefrau, die in eine fremde Wohnung stürmte, um ihren Mann in flagranti zu ertappen.

»Weg!«, antwortete Anna lapidar. »War doch klar. Du wolltest ihn ja nicht.«

»Ja, ja, hab ich gesaaagt. Aber doch nicht so gemeiiiint!« Sie hatte recht, hätte aber meines Erachtens mitfühlender reagieren können.

»Nimm doch einen anderen«, bot sie mir an und machte eine vage Handbewegung in die Runde. Verzweifelt blickte ich mich um, entdeckte nichts Gleichwertiges und erklärte ihr, dass ich nur ihn wollte. Insgeheim hatte ich gehofft, sie hätte ihn nur aus dem Schaufenster genommen.

»Verkauft!«, warf mir Anna an den Kopf.

»Aber so plötzlich?«, maulte ich.

»Mann, Jule, du spinnst doch total. Wenn's nach dir ginge, könnte ich den Laden hier dichtmachen. Ich *muss* die Schuhe doch verkaufen. Damit verdiene ich mein Geld. Verstehst du?« Sie sprach sehr langsam und sehr deutlich. »Du hättest dir den Stiefel eh nicht leisten können.« Schon wieder hatte sie recht. Als Radioreporterin sah man zwar die Welt, verdiente sie aber nicht.

»Hast du ihn echt für zweihundertneunundvierzig Euro verkauft?«, fragte ich ungläubig. Sie nickte und legte mir mitfühlend die Hand auf den Arm, so als wäre ich eine ältere Frau, der sie gerade mitteilen musste, Alzheimer zu haben. Die würde sich an die Schuhe wenigstens nicht mehr erinnern.

Ich hatte so lange mit mir gehadert, die Stiefel waren perfekt, sie lenkten sogar von meinen dicken Knien ab, ich war sie so oft Probe gelaufen wie andere Kaffee tranken. Mokkabraunes Wildleder mit einem angedeuteten Inka-Muster. Nur der Preis ging gar nicht.

»Wer hat ihn?«

»Weiß ich doch nicht. Irgendeine Frau mit dünnen Beinen und dickem Portemonnaie.«

Grußlos und mit hängendem Kopf verließ ich den Laden. Da der Kopf schon unten war, scannte ich die Füße der weiblichen

Passantinnen, um möglicherweise meinen Liebsten an der anderen Frau zu erspähen. Was geschehen würde, wenn sie mir jetzt über den Weg liefe, wagte ich mir nicht auszumalen. Zu unangenehm die Vorstellung, morgen könnte die Schlagzeile in der Zeitung prangen: »Hackentrick: Frauen prügeln sich auf offener Straße um ein Paar Stiefel!« Vielleicht wäre das sogar eine Meldung bei meinem Radiosender wert.

Auf der ersten Seite der »Hamburger Morgenpost« las ich, dass es der HSV am Wochenende wieder mal vergurkt hatte. Daneben die Wetteraussichten, Lottozahlen, ein Bericht über eine Kita, die dichtmachen musste, und der Hinweis auf das Fernsehprogramm.

Ich nahm die Zeitung aus dem Ständer, ging in den Kiosk, schnappte mir dort aus dem kleinen Kühlregal einen Liter Milch, bezahlte, klemmte mir Zeitung und Milch unter den Arm und trottete zurück auf meine Straßenseite. Beim Bäcker nebenan ließ ich mir zwei Sesam-, ein Mohnbrötchen und ein Croissant eintüten.

Die Müllmänner bogen gerade um die Ecke, als Frau Resche aus unserer Haustür Nummer 182 trat.

Sie trug einen roten, zeltartigen Mantel, eine weite, unmoderne Hose und braune Gesundheitsschuhe. Nach hinten zog der Duft ihres süßlichen Parfums, vorne ihr Hund an der Leine. Ein undefinierbarer Mischling mit langem schwarzem Fell.

»Bonny, nicht so schnell. Normalerweise ist sie gar nicht so. Sie muss bloß so dringend«, erklärte Frau Resche ungefragt.

Mit Frau Resche und ihrem Hund verhielt es sich ähnlich wie mit Müttern und ihren Kindern. Sie verteidigten vehement die schlechten Manieren, die sie den Kleinen über die Jahre selbst erzogen hatten. Sicherlich wäre es weniger anstrengend, ein einziges Mal dem Kind oder dem Hund Nein zu sagen, anstatt sich ein Leben lang bei Fremden für das Balg zu entschuldigen.

Dass Bonny eigentlich ein total gut erzogenes Tier war, merkte

man jedes Mal, wenn es bei Resches an der Haustür klingelte und der Hund in ohrenbetäubendes Bellen ausbrach.

»Sie beschützt uns alle nur! Außerdem muss sie das noch lernen«, verteidigte meine Nachbarin dann ihren kleinen Kläffer. Das tat sie seit elf Jahren, so lange lernte Bonny schon.

Als Bonny zu Frau Resche kam, hatte meine Mutter noch gelebt. In diesem Haus Nummer 182 war ich groß geworden, ich war mit Frau Resche aufgewachsen und mit Bonnys Vorgängern: Frido, Carlo und Benji. Sie alle hatten gekläfft, was das Zeug hielt, sie alle waren »sonst eigentlich nicht so«, sie alle mussten noch lernen, und sie alle bekamen vorne und hinten Hundekuchen hineingestopft. Das Gejaule und Gewinsel der Hunde hatte meine Mutter beim Malen schier um den Verstand gebracht. »Ins Grab« wollte ich nicht sagen. Dorthin hatte sie der Krebs gebracht. Die Wohnung hatte ich übernommen, war also mit meinen dreiunddreißig Jahren noch nicht ein einziges Mal umgezogen. Da die Wohnung mit vier Zimmern groß genug war, hatte ich das kleine »Künstleratelier« meiner Mutter nicht angerührt, die fertigen Bilder, Pinsel, Farbpaletten und die Staffelei standen dort wie am Tag vor ihrem Tod. Ich selbst hatte mit Kunst nicht so viel am Hut, hatte meiner Mutter bloß stets ehrfürchtig zugestimmt, dass das Atelier ein lichtdurchfluteter Kreativtraum sei.

Bei genauerem Hinsehen entpuppte es sich jedoch als gewöhnliches Zimmer mit Klappfenster. Wenn das Fenster geöffnet war, konnte man den Hund so laut hören, als würde er direkt neben den Farbtöpfen alles geben, uns alle zu beschützen.

Da Frau Resche schon seit rund zehn Jahren in Rente war und Bonny ihr beinahe einziger sozialer Kontakt, hoffte ich, dass es bei ihr nicht mehr so oft klingeln und der Hund nicht mehr so oft bellen würde. Leider hatte sie sich auf ihre alten Tage einen Computer gegönnt und kaufte seitdem von der Stehlampe bis zur Küchenrolle alles im Internet. Und die Sachen mussten geliefert werden. Von Postboten, die klingelten.

»Gehen Sie wieder rein zu ihm, Frau Claussen?« Frau Resche nickte abfällig in Richtung des Ladens, der direkt neben unserem Hauseingang lag. »Bei dem alten Zausel kauft doch eh niemand was ...«

In großen Lettern prangte der Name »WÜRZ« über dem Geschäft. Wer genauer hinsah, erkannte, dass im Laufe der Jahre vorne das »GE« und hinten das »E« abgeblättert und nie erneuert worden waren. Schlicht »Gewürze« hieß der Laden einst, alle sprachen aber nur vom »Würz«.

»Ja, das tue ich. Ich gehe wieder rein in das dunkle, gefährliche Loch.« Maria Resche zog die linke Augenbraue hoch und ihren verzogenen Köter hinter sich her.

»Dann sagen Sie ihm, dass es im ganzen Haus zieht! Durch alle Ritzen. Lange mache ich das nicht mehr mit! Und die anderen Mieter auch nicht. Schönen Tag noch, Frau Claussen.«

»Tschüs, Maria!«

Einen Heidenspaß bereitete es mir, wenn ich sie manchmal bei ihrem Vornamen nannte. Sie hatte mich bereits als Baby gekannt, und damals sagte sie logischerweise nicht Frau Claussen, sondern Jule. Als sie eines Abends mangels anderer Alternativen auf mich aufpasste (was meine Mutter sich vermutlich nie verziehen hat), durfte ich sie aus einer Laune heraus Maria nennen. Das tat ich nach diesem Abend nie mehr, aber als sie begann, mich Frau Claussen zu nennen, fiel mir wieder ein, dass ich eigentlich Maria sagen konnte.

*Das Glück besteht darin, zu leben wie alle Welt
und doch wie kein anderer zu sein.*

SIMONE DE BEAUVOIR

Die Bewegungen konnte ich im Schlaf. Neunzig Grad nach rechts, drei Schritte, das leicht verrostete Geländer fassen, eine Stufe hinabsteigen, einen halben Trippelschritt machen, etwa auf Bauchnabelhöhe die zu tief sitzende, schnörkelige Holz-Türklinke fest hinunterdrücken, manchmal zweimal, wenn sie wieder klemmte, Achtung, Kopf einziehen, und mit dem Klang des Glöckchens eintreten.

Eine Duftmischung aus Zimt, Kaffeebohnen, Kräutern der Provence und leider auch Staub begrüßte mich in dem schummrigen Laden.

Hinter der großen Holztheke zur Linken thronte eine Art Apothekerschrank mit unzähligen kleinen Fächern und Schubladen, in denen die unterschiedlichsten Gewürze lagerten. Nelken, weiße und schwarze Paprikakörner, herbe Muskatnüsse und in einem abschließbaren Fach die Königin der Gewürze: Safran. Der kostbare, teure Safran verfeinerte Speisen wie Paella, gab ihnen die gelbe Farbe. Erst nachdem ich Jahre in diesem Laden ein und aus gegangen war und den Besitzer näher kennengelernt hatte, verstand ich das Kinderlied ›Backe, backe Kuchen‹ so richtig.

›Safran macht den Kuchen gel‹ hieß es in dem Lied, damit es sich auf Milch und Mehl reimte. In einigen Gegenden benutzte man noch den Ausdruck gel für gelb.

Rechts der Gewürzschatzinsel lagerten Jutesäcke mit Tee auf dem Boden. Aus einem kleinen Loch in einem der Säcke rieselte

eine schwarze Teemischung. Daneben befanden sich die Paprikasäcke. In schwarzer Schrift stand »Apiflor« darauf gedruckt, der Name des spanischen Lieferanten. Seit ich denken konnte, hatte ich diesen Namen im Ohr und den Duft des Paprikapulvers in der Nase.

»Hast du Milch mitgebracht?«, ertönte eine Stimme aus dem hinteren, noch schlechter beleuchteten Teil des Ladens.

»Ich sehe dich überhaupt nicht, du musst wirklich mal ein paar anständige Glühbirnen anbringen.«

»Ach, Jule, du sollst die Gewürze hauptsächlich riechen und nicht sehen!«, gab die Stimme zurück. Jemand erhob sich mit einem Ächzen.

»Mag ja sein, aber ich fände es schon schön, wenn ich nicht jedes Mal über die Teesäcke stolpern würde«, quengelte ich. »Natürlich nur wegen des Tees!«

Der Mann, der aus dem Schatten ins Licht der nackten Glühbirne trat, grinste. »Du klingst schon wie Frau Resche, weißt du das eigentlich?«

»Oh mein Gott, echt? Ich soll dich übrigens ganz herzlich von ihr grüßen und dir ausrichten, dass es zieht. Und dass es so wirklich ...«

»... nicht weitergeht. Ich weiß, ich weiß!«

Wir lachten über unseren kleinen einstudierten Dialog. Mit Carl konnte man herrlich über die spießige Resche lästern. Carl war unser Vermieter. Ihm gehörte nicht nur der Gewürzladen samt Einliegerwohnung, sondern auch das gesamte Altbauhaus. Man hätte fast annehmen können, dass er schon seit dem Bau zur Jahrhundertwende der Besitzer war. Na ja, seine Eltern gewiss. Carl selbst war schätzungsweise Mitte siebzig, wirkte mal wie neunzig, wenn er sich vom Stuhl erhob, durch den Laden schlurfte und in Zeitlupe die Gewürze auf der alten Waage abmaß. Und dann wieder wie zwanzig, wenn er mit mir ausheckte, wie ich einen unerwünschten Liebhaber in die Flucht schlugen

oder einen erwünschten bei mir behalten konnte. Meistens gab er mir ein passendes Gewürz mit. Knoblauch als Abschreckungsmaßnahme und Chili als Aphrodisiakum.

Es half nicht immer, aber zumindest gab er meinem Leben seit Jahren Würze. Wer seinen eigenen Vater nie kennengelernt hatte, hielt sich gern eine männliche Konstante im Leben.

Carl berührte meinen Arm, nicht etwa, um ihn zu tätscheln, mich zu begrüßen oder sich abzustützen, sondern auf der Suche nach Naturalien.

»Hast du nun Milch dabei?«

»Na, klar!« Ich drückte ihm die Ein-Liter-Packung in die Hand und starrte gebannt auf ein Regal.

»Such dir schon einen aus!«, ermutigte er mich.

Weder Carl noch ich tranken Kaffee, dafür konnten wir in heißem Kakao schwelgen. In Carls kleiner Küche warteten treu ergeben stets zwei große Becher auf meinen Besuch. Ich ging zum Regal mit dem Kakao. In einem Topf erwärmte Carl Milch, während ich die Schokosorte aussuchte.

Wir zwei waren eine kleine verschworene Gemeinschaft, die sich aus Protest gegen die immer größere Lobby der Kaffeetrinker gebildet hatte. »To go« mit Extrashot, Grande mit Karamell-Topping, Macchiatocappuccinoespressolattegalão! Viel zu lange waren wir Kakaotrinker vernachlässigt worden.

Glücklicherweise waren die Zeiten vorbei, als man in einer schlichten, weißen Porzellantasse heißes Wasser mit löslichem Pulver vorgesetzt bekam. Inzwischen gab es mehr als Nesquik. Ich hob die Packung aus Südamerika mit Kakao und Vanillegeschmack an, verglich sie mit der Dose, auf denen Kakaobohnen und Chilischoten prangten, und entschied mich für die dritte Variante mit Orangenaroma.

»Gut, ich wusste, dass du den auswählst. Für deinen neuen Freund solltest du aber den mit Chili nehmen. Das wirkt stimulierend, weißt du.«

»Hör bloß auf«, sagte ich und lief rot an. »Lass mich mit deinen Experimenten in Ruhe. Das mit dem Ingwer hat beim Letzten auch nicht geklappt. Du weißt, wie das ausgegangen ist.«

Carl benutzte meine Freunde seit Jahren als Versuchskaninchen für seine Aphrodisiaka-Expertisen. Offenbar hoffte er darauf, den Natur-Nobelpreis für potenzfördernde Gewürze zu gewinnen, so eine Art natürliches Gegenstück zu Viagra. Er war nach über zwanzig Jahren immer noch in der Phase der Grundlagenforschung und kam nicht recht voran. Mein Exfreund Andreas war gegen das »Ingwer mit noch irgendwas«-Gemisch allergisch gewesen, und die Nacht endete statt im Bett in der Notaufnahme. Auch unsere Beziehung war schnell beendet, als er erfuhr, dass er als Versuchsobjekt hergehaltem hatte. Egal, Andreas konnte im Nachhinein eh hingehen, wo der Pfeffer wächst.

»Der Orangenkakao ist ganz neu und ganz harmlos«, erklärte Carl, als ich ihm die braun-orangefarbene Dose reichte.

Er öffnete sie und häufte zweieinhalb Löffel des Pulvers in jeden Becher, darüber goss er die heiße Milch. Ein Rest Milch blieb wie gewohnt im Topf. Ich griff blind in die Schublade neben dem Herd und holte einen elektrischen Milchaufschäumer hervor, das modernste Gerät im ganzen Laden und auch eines, für das der Erfinder – meiner Meinung nach – den Nobelpreis verdient hätte. Zwei Klackse dicken, festen Schaums landeten auf jedem Kakao.

»Was wollte die Resche denn genau?«, fragte Carl, als wir es uns in der Ecke schräg hinter dem Verkaufstresen gemütlich gemacht hatten. Er saß in einem zerschlissenen grauen Sessel, ich hockte mich wie eh und je auf eine umgedrehte Orangenkiste.

»Na ja, meckern, wie immer. Sie findet, es zieht und dass du neue Fenster einsetzen lassen musst. In jeder Wohnung und im Hausflur. Und am besten auch noch im Keller.«

Carl pustete langsam in seinen Kakao. Er genoss es, seine Hände an der heißen Tasse zu wärmen. Dabei könne er so gut nach-

denken, behauptete er. Und das konnte mitunter etwas länger dauern. Manchmal nickte er auch ein, und ich musste die Kunden bedienen. Carl hatte mich von klein auf in die Geheimnisse seiner Waren eingeweiht, und ich liebte es, in seinem Laden zu stehen, die Dosen und Gläser zu sortieren und die Leute zu beraten.

Als Kind fand ich besonders lustig, dass die Branche, die mit Kräutern und Gewürzen handelte, sich Drogenbranche nannte. Um meine Lehrer zu schockieren, hatte ich in der Schule gerne erzählt, mein Vater sei Drogenhändler. Was doppelt gelogen war. Keine Drogen. Kein Vater.

»Wir haben Mai. Da wird sie doch kaum frieren, die Resche!«, empörte sich Carl, der das ganze Jahr über mit einem Schal herumlief. Was selbstredend in überhaupt keinem Zusammenhang mit den zugigen alten Fenstern stand.

»Na ja«, wagte ich mich weiter vor. »Sie findet auch, dass die Wände mal wieder gestrichen werden könnten.«

»Also wirklich!« Carls sonst so sanfte Stimme wurde laut. »Die habe ich doch gerade erst streichen lassen!«

»Das stimmt«, gab ich ihm recht. »Wenn man findet, dass die erste Mondlandung auch gerade erst stattgefunden hat.«

Carl prustete los und hätte sich beinahe an seinem Kakao verschluckt.

»Du kleines Biest!«, sagte er kopfschüttelnd und grinste mich an. »Das Problem ist, Jule, dass ich nicht genügend Geld für die Renovierungen habe.«

»Läuft der Laden wirklich so schlecht?«

»Viel geht über den Versand. Außerdem habe ich meine Stammkunden. Das weißt du ja.«

»Mich! Und mir schenkst du auch noch diesen wahnsinnig teuren Kakao.« Ich drehte die Dose um und entdeckte auf dem Boden ein handgeschriebenes, krakeliges Preisschild, auf dem ich »Euro 7,99« entzifferte.

»Ich bezahl dir den Kakao!«

»Quatsch. Du hast doch selber kein Geld. Neulich war wieder ein Investor da, der wollte mir gleich das ganze Haus abkaufen. Für eine irre Summe.«

»Und? Willst du das machen?« Ich versuchte ruhig zu bleiben, aber die Vorstellung, dass Carl nicht mehr mein Vermieter wäre, war grausam. Für mich als Mensch und für mich als zahlende Mieterin. Die würden alles picobello neu machen und die Mieten vermutlich um zweihundert Prozent anheben. Dann könnte ich mir eine neue Bleibe suchen.

»Wo soll ich denn hin?«, fragte Carl. »Selbst mit so viel Geld. Mein Leben ist der Laden hier. Den würden sie doch auch dichtmachen.«

»Glaubst du?«, fragte ich, obwohl ich die Antwort schon kannte.

»Wer will denn noch so einen Tante-Emma-Laden?«

»Onkel-Carl-Laden, meinst du?« Es war mir ein Vergnügen, ihn zum Grinsen zu bringen. Aber sofort fielen seine Mundwinkel wieder herab.

»Die würden die Dielen abschleifen oder sie gleich ganz rausreißen, die Regale abmontieren, was Verchromtes, Schickes reinstellen und die Wände knallrot streichen. Und dann käme hier das tausendste Konfektionsgeschäft rein.«

Ich stockte kurz beim Wort Konfektion. Er meinte einen Klammottenladen.

»Oder ein Schuhladen. Wer braucht schon so viele, unfassbar teure Schuhläden? Nicht wahr, Jule?«

Ich täuschte einen kurzen Hustenanfall vor und versteckte mein errötetes Gesicht hinter der Kakaotasse.

»Nee, braucht keiner, echt!«, sagte ich eine Spur zu laut. Glücklicherweise rettete mich mein Handy, bevor wir noch tiefer in das Schuhthema einsteigen konnten. Ich hatte eine SMS bekommen.

Irgendjemand hatte versucht, mich anzurufen, dabei hatte es noch nicht mal geklingelt.

»In diesem Loch hier ist wieder mal überhaupt kein Netz«, schimpfte ich in Carls Richtung. Er zuckte nur ungerührt mit den Schultern. Carl besaß weder Handy noch Computer. Das Wort »Netz« kannte er höchstens vom Fischfang, und den Begriff »Empfang« verband er vielleicht mit seiner Einladung zum Bürgermeister ins Rathaus vor etlichen Jahren. Damals war ihm eine Auszeichnung verliehen worden, weil er einen so innovativen Laden führte. Das Wort »innovativ« hieß damals noch »fortschrittlich«, und ich musste wohl auch nicht erwähnen, dass es sich um den Ex-Ex-Ex-Ex-Exbürgermeister handelte, wobei man mich auf ein Ex mehr oder weniger nicht festnageln sollte.

Ein Blick aufs Display meines Handys verriet mir, dass mein Chef versucht hatte, mich zu erreichen. Er hatte eine Nachricht hinterlassen, die ich in diesem dunklen Keller nicht abhören konnte.

So schnell wie möglich musste ich das »Würz« verlassen, um wieder ans Tageslicht und ins einundzwanzigste Jahrhundert zu gelangen, in dem ich an meine Mailbox herankam. Jedes Mal, wenn Dotz mich anrief, wurde mir schlecht. Nach allem, was ich mit meinem cholerischen, unberechenbaren Chef schon erlebt hatte, rechnete ich bei seinen Anrufen mit allem: von der Kündigung bis hin zum Heiratsantrag. Wobei die erste Möglichkeit noch die angenehmere war. Werner Dotz war eine männliche Mischung aus Cruella de Vil, Anna Wintour und Margaret Thatcher: kratzbürstig, besserwischerisch und gnadenlos. Deswegen konnte es schon einmal vorkommen, dass meine Kollegen und ich ihn nicht Dotz, sondern Motz nannten. Oder, noch besser, den Konsonanten am Anfang nicht durch ein M, sondern ein R oder auch ein K ersetzten. Ach, der Name bot so viele schöne Möglichkeiten.

Das Bimmeln der Ladentür unterbrach meine Überlegungen und das gemütliche Beisammensein mit Carl.

»Kundschaft!«, rief ich und war froh über den Besuch zur rech-

ten Zeit. Schuhläden und Werner Dotz waren keine schönen Themen auf nahezu leeren Magen.

»Ich muss auch hoch. Da oben wartet einer auf mich!«, fiel mir plötzlich ein.

Carl erhob sich aus seinem Sessel und brachte mich zur Tür. Die Kundin entpuppte sich im Tageslicht als Frau Resche, die etwas halbherzig mit nur einem Bein im Laden stand. Den Hund hatte sie vor dem Geschäft angebunden. Ihr Gesicht verriet, dass sie gleich zu einer Moralpredigt ansetzen würde, die ich mir ersparen wollte.

»Tschüs, Jule«, sagte Carl, den nicht mal Frau Resche aus der Ruhe bringen konnte. »Aber sag noch mal eben. Wer hat sie dir eigentlich weggeschnappt?«

»Wen?«, fragte ich entgeistert zurück.

»Na, deine Stiefel von gegenüber. So schnell habe ich dich noch nie über die Straße rennen sehen. Seit Tagen starrst du in dieses Schaufenster. Das Opernglas habe ich dir mal für deine kulturelle Bildung geschenkt und nicht, um Stiefel damit zu beobachten. Wie viel sollten die eigentlich kosten?«

»Äh, bestimmt fünfzig Euro oder so«, log ich.

»Das ist verdammt viel. Unverschämt viel!«, gab Carl zurück. Ich nickte. »Braucht eh keiner, diese blöden Schuhläden.«

*Die Absicht, dass der Mensch glücklich sei,
ist im Plan der Schöpfung nicht enthalten.*

SIGMUND FREUD

Noch einer war weg. Als auf mein fröhliches »Bin zurühück!« keine Antwort kam, wusste ich, dass er verschwunden war. Nein, diesmal war nicht der Stiefel gemeint, sondern der Kerl, der vor meinem übereilten Aufbruch noch friedlich schlafend in meinem Bett gelegen hatte. Jeweils ein Blick unter die Decke und ins Bad bestätigten meinen Verdacht: verpieselt. Offenbar hatte er nicht gefunden, dass es sich lohnte, auf mich zu warten. Erschreckenderweise merkte ich, dass mich das Verschwinden des Stiefels härter getroffen hatte. Trotzdem war ich wütend. Gernervt knallte ich die Brötchentüte, meinen Schlüsselbund und die Ingwermischung auf den Küchentisch. Genau neben einen von Hand beschriebenen Zettel, der an der Vase lehnte. »Musste los!«, las ich. Nicht mehr und nicht weniger. Zwei Worte lieblos hingeschmiert. Ich untersuchte den Wisch auf geheime weitere Botschaften. Ich entdeckte nichts. Keinen versteckten Pfeil, der auf eine mit Rosen markierte Stelle auf der Fensterbank verwiesen hätte, wo ein Flugticket nach Las Vegas thronte, oder zumindest ein U-Bahnticket ins Kino. Gar nichts. Flugs checkte ich mein Handy, um zu überprüfen, ob er voller Sehnsucht möglicherweise siebzehn Mal versucht hatte bei mir anzurufen, mich wegen des Funklochs im »Würz« aber nicht hatte erreichen können. Aus unendlicher Sorge um mich hatte er alles stehen und liegen lassen, sich auf die Suche nach mir gemacht und schnell den Zettel »Musste los!« geschrieben, nur zwei Worte,